

Der Spiegel

für



Kunst, Eleganz und Mode.

Mittwoch und Sonnabend erscheint ein halber Bogen Text; Sonnabend ein illuminirtes Modenbild; alle Monat wenigstens ein Portrait (manchmal auch zwei) mit besonders gedruckter Biographie; dann außerordentliche Vellagen. — Halbjähriger Preis 4 fl. und mit freier Postsendung 5 fl. E. W. (Prachtausgabe: 7 und 8 fl.) — Man pränumerirt in Ofen, im Kommissionsamt (Festungsauffahrt, links); in Pesth, im Redaktionsbureau (Dorotheergasse, Nr. 20); dann bei allen k. k. Postämtern.

Buenos-Ayres.

Buenos-Ayres ist durchaus kein angenehmer Aufenthaltort für den, welcher an europäischer Bequemlichkeit gewöhnt ist. Das Wasser ist außerordentlich unrein, und außerdem sehr selten und deshalb theuer. Die Stadt ist schlecht gepflastert und schmutzig und die Häuser sind die unbequemsten Wohnungen, die ich jemals betreten habe. Die Wände sind, des Klimas wegen, feucht, beschlagen und verfarbt. Der Boden ist schlecht mit Ziegelsteinen gepflastert, die gewöhnlich gesprengt sind und Löcher zwischen sich haben. Die Leute haben keinen Begriff davon, sich anders zu erwärmen, als daß sie sich um ein Kohlenfeuer herum zusammenkauern, welches so lange vor der Thüre steht bis das kohlenfaure Gas entwichen ist. Einige der vorzüglichsten Familien von Buenos Ayres möbliren ihre Häuser sehr prachtvoll, aber sehr unbequem aus; sie legen über den Ziegelsteinboden der Zimmer einen kostbaren Brüsseler Teppich, hängen einen theuern Kronleuchter an die Decke und stellen an die weißgetünchten feuchten Wände eine Anzahl nutzloser, kostbarer nordamerikanischer Stühle. Sie verschaffen sich ein englisches Pianoforte und einige Marmor- oder Mablastervasen, aber sie haben keinen Begriff davon, ihre Geräthschaften auf eine angenehme und bequeme Weise zu gruppiren; die Damen sitzen mit den Rücken an die Wände

gelehnt, ohne sich mit irgend etwas zu beschäftigen, und wenn sie ein Fremder ruft, so findet er, daß sie die unhöfliche Sitte haben, von ihren Stühlen nicht aufzustehen. Die Gesellschaft in Buenos-Ayres besteht in englischen, französischen und einigen wenigen deutschen Kaufleuten. Die fremden Kaufleute sind gewöhnlich die Agenten europäischer Häuser, und da die Sitten und Gebräuche der spanischen Südamerikaner; deren Nahrungsmittel und Essstunden von denen der Engländer und Franzosen abweichen, so scheint keine große Verbindung unter ihnen statt zu finden.

In Buenos-Ayres sieht man Männer und Frauen äußerst selten zusammen gehen; im Theater sind sie gänzlich von einander getrennt, und es ist ein sehr unangenehmer, unfreundlicher Anblick, alle Damen in den Logen sitzen zu sehen, während die Männer in dem Parterre stehen — Sklaven, Matrosen, Soldaten, Kaufleute, alle Glieder der Republik. Während meines kurzen Aufenthalts in Buenos-Ayres lebte ich in einem Hause außerhalb der Stadt, gegenüber dem englischen Gottesacker und sehr nahe an dem Orte, wo das Vieh geschlachtet wird. Dieser letztere Platz ist vier bis fünf Acker groß und ganz von Gras entblößt; an dem einen Ende desselben befindet sich ein von plumpen Pfählen eingeschlossener Platz, der in eine Anzahl Hürden oder dergl. abgetheilt war, deren jede einen besondern Eingang hatte und stets mit zum Schlachten bestimmten Thieren angefüllt war. Ich betrachtete eines Tages diese Szene, als ich einen Mann zu Fuße ein sehr großes Schwein aus einer Herde auswählen und ihm einen Lasso über den Hals werfen sah; er zog mit aller seiner Kraft, aber das Schwein hatte durchaus keine Neigung, dieser Aufforderung zu folgen. Im nächsten Augenblick ritt ein kleiner Knabe hinzu, nahm gelassen das eine Ende des Lasso von dem Manne, hob das Schafel, das den Sattel bedeckte, empor, befestigte den Strik an einen Ring an dem Sattel und jagte dann im Galopp davon; niemals hat Jemand ein so widerspenstiges Thier so willig machen sehen. Alle seine Füße in die Erde aufstemmend und sie damit aufreißend wie eine Egge, folgte es dem Knaben wider Willen, und der Anblick war so sonderbar, daß ich sogleich das hinter her ging, um die Szene weiter zu verfolgen. Das Schwein war widerspenstig, bis es der Lasso erwürgte, dann vergingen ihm die Sinne und es fiel auf eine Seite. Der Knabe zog es in diesem Zustande, immer im Galopp, weiter als 5 Viertel (engl.) Meile, über einen harten, holperigen Weg, hielt endlich plötzlich an, sprang von dem Pferde herunter und fing an, den Lasso loszumachen. „Sta muerto!“ (es ist todt) — sagte ich zu dem Knaben, wirklich das

Schicksal des Schweines bemitleidend. „*Sta vivo!*“ — entgegnete das Kind, sprang wieder auf das Pferd und gallopirte fort. Ich beobachtete das Schwein eine Zeitlang und das Blut, das ihm aus der Nase lief, als es zu meinem Erstaunen mit einem Hinterbeine zu schlagen anfing; dann öffnete es den Rüssel, endlich die Augen und nachdem es sich umgesehen hatte, ungefähr wie Clarence nach dem Traume, stand es auf und ging gemächlich zu einer Herde von 10 bis 12 Schweinen von derselben Größe, die sich ungefähr 40 Schritte weiterhin befanden. Ich folgte ihm langsam und sah, als ich zu der Herde kam, daß sie alle, aus derselben Ursache blutige Nasen hatten.

Das Haus, welches ich bewohnte, lag nicht blos am englischen Gottesacker, sondern auch an dem Wege zu der Recoleta, dem großen Begräbnißplatze der Stadt. Ungefähr ein halbes Duzend Leichenzüge gingen täglich unter meinen Fenstern vorüber. Obgleich sich die Sitten, Gebräuche, Vergnügungen und Moden der verschiedenen Nationen beständig ändern und gewöhnlich in verschiedenen Klimaten verschieden sind, so sollte man doch erwarten, daß eine so einfache Sache, wie die Uebergabe eines Leichnams in sein letztes enges Bett, in allen Ländern und Dörtern dieselbe sein müßte — aber obgleich der Tod überall derselbe ist, so sind die Begräbniße dennoch sehr verschieden. Die Art, wie die Todten in Buenos-Ayres beerdigt wurden, kam mir sonderbarer vor, als irgend ein anderer Gebrauch daselbst. In den letzten Jahren sind einige Wenige der Vornehmsten in Särgen beerdigt worden, gewöhnlich werden aber die Todten in einem Miethkarren fortgeschafft, in welchem sich ein festgemachter Sarg befindet; darein legt man den Verstorbenen, der Kärner gallopiert damit fort und läßt ihn am Eingange der Recoleta liegen. Für Kinder ist ein kleines Fuhrwerk bestimmt, das ich im Anfange für den Karren eines Quakfalkers hielt; es war ein leichtes, offenes Ding mit weißangestrichenen Rädern und blauen, seidnen Vorhängen, den ein scharlachrothgekleideter Bursche mit einem ungeheuern Federbusche auf dem Hute fuhr. Bei einem Heimritte ward ich einmal von diesem Karren (ohne Vorhänge cc.) eingeholt, und ich sah den Leichnam eines jungen, vollständig nackten Negerknaben darauf liegen. Ich gallopirte eine Zeitlang neben ihm hin; der todte Knabe tanzte wegen der heftigen Erschütterung bald auf dem Rücken, bald auf dem Gesichte; bisweilen glitt ein Arm oder ein Bein zwischen den Brettern hindurch und einige Male glaubte ich, er werde gänzlich herausfallen. Dem Leichname der Reichen folgen gewöhnlich die Freunde und Verwandten, aber die Kutschen,

in denen vier Personen sitzen, können selten dem gallopirenden Leichenkarren nachkommen.

Eines Tages ging ich auf die Recoleta und sogleich fuhr der kleine Karren durch das Thor hinein. Der Mann, welcher den Begräbnißplatz zu besorgen hatte, empfing von dem Kärner ein Billet, das er las und dann in die Tasche steckte; der Kärner stieg in den Kasten hinein, nahm den Leichnam eines ungefähr acht Monate alten Kindes heraus und gab es dem alten Manne, der es auf den viereckigen Begräbnißplatz trug. Ich folgte. Er ging ungefähr 20 Schritte weit in einen Winkel, machte, ohne den Fuß auf den Spaten zu setzen, ein Loch, das nicht so tief war als die Furche, welche ein Akerpflug zieht. Während dies geschah, lag das arme Kind vor uns auf der Erde auf dem Rücken; ein Auge war offen, das andere geschlossen; das Gesicht nicht gewaschen und um den Leib ein Stück altes schmutziges Zeug gebunden; während der Mann mit mir sprach, legte er das Kind in die kleine Furche, drängte die Arme desselben mit dem Spaten an den Leib, bedeckte es mit wenig nackter Erde, das man das Zeug um den Leib noch sah, als er seine Arbeit vollendet hatte. Ich wollte den Spaten nehmen und das Kind selbst begraben, er verbot es aber und ich ging fort. Eben so wird es mit Erwachsenen gehalten.

Das Zigarettenrauchen.

Der Oberarzt der (brittischen) Armee hat folgenden Auffaz bekannt gemacht, indem er sagt, er habe niemals so viele junge Männer mit bleichen Gesichtern und abgemagerten Körpern gesehen, als in den letzten 20 Jahren, und er schreibt dies Uebel dem immer mehr überhandnehmenden Gebrauche der Zigarren zu. Die Engländer haben diese Sitte aus dem Kriege in der Halbinsel aus Spanien mitgebracht und die Spanier haben sie von den Amerikanern angenommen. Die Störung der Verdauung und die daraus entstehende Blässe des Gesichts und Abmagerung der Muskeln, die dem Gebrauche der Zigarren zuzuschreiben ist, kommt wahrscheinlich von mehr als einer schädlichen Einwirkung auf die Verdauungsorgane her. Manche Zigarettenraucher sehen sich endlich gezwungen, in ihrer Gewohnheit fortzufahren; denn nachdem sie die Verdauungsorgane geschwächt und den Speichel vertrocknet haben, brauchen sie ein Reizmittel und wäre es selbst das Gift, das ihnen den Schaden gethan hat. Es verhält sich gerade wie mit dem Branntweintrinken.

Außer der niedrigen Nachäfferei ist eine Dummheit und Schwachheit des Verstandes, ein Mangel an geistigen Hilfsmitteln und eine Gedankenleerheit das, was zum Gebrauche der Zigarren, wie des Schnupftabaks, des Branntweins und Weins verleitet; jedoch darf man auch nicht übersehen, daß das Zigarrenrauchen auch eine starke Stütze in der Meinung von seinen wohlthätigen Wirkungen findet. Wenn wir hier zugeben, daß es Zeiten und Umstände geben könne, wo das Einziehen des warmen Rauches eines starken narkotischen Stoffes für den menschlichen Körper nützlich und vortheilhaft ist, so folgt daraus doch noch nicht, daß der gewöhnliche Gebrauch zu jeder Zeit und unter allen Umständen nützlich, ja nur frei von ernsthaften Unannehmlichkeiten sein müsse.

Man glaubt allgemein, daß, wenn man beim Rauchen zugleich Speichel auswirft, der Raucher sich schadet, und gibt als Grund dafür an, daß der Speichelsaft, der zur Unterstützung der Verdauung bestimmt ist, zerstreuet und seiner Bestimmung entzogen werde. Aber sollte denn der stete Einfluß des narkotischen Dampfes nicht auch schlimme Wirkungen auf das Nervensystem haben? Kann er nicht die Muskelthätigkeit, welche zur Verdauung nöthig ist, schwächen und lähmen? Und mag nicht selbst die übermäßige Menge Wärme, die durch das Zigarrenrauchen in den Körper gebracht wird, endlich das System austrocknen und dadurch für gewöhnlich eben so schädlich werden, als es in manchen Fällen wohlthätig sein kann?

Das Rauchen reizt den Durst, und was zu einem unnatürlichen Gebrauche von Flüssigkeiten verleitet, ist für sich selbst schon, ohne weiter zu gehen, nachtheilig, selbst wenn die gebrauchten Flüssigkeiten die unschuldigsten von der Welt wären; aber in der Wirklichkeit löscht der Zigarrenraucher den künstlich gereizten Durst gewöhnlich durch Getränke, die für sich schon schädlich sind.

Es wird behauptet, daß der Gebrauch der Zigarren in moorigen, morastischen Gegenden, besonders wenn es zugleich sehr warm ist, und im Allgemeinen dann vortheilhaft sei, wenn die Atmosphäre zu Fäulniß und Fiebern Veranlassung gibt. Wir glauben dies. Wenn und wo der Körper Trockenheit oder Austrocknung bedarf, kann das Zigarrenrauchen gesund und heilsam sein; wenn dagegen diese Austrocknung schädlich ist, sollte das Zigarrenrauchen vermieden werden. Wir wissen, daß nasse Körper, wenn sie von einer feuchten Atmosphäre umgeben sind, feucht bleiben oder die Feuchtigkeit nicht loswerden, welche eine trocknere Atmosphäre ihnen entziehen würde, und das lebende Körper in einer solchen feuchten Atmosphäre mit Typhus und typhösem Fieber bedroht werden. Es ist deshalb

sehr wahrscheinlich, daß in solchen Fällen narlotische Stoffe (wie der Tabak) eine krankhafte Reizbarkeit der Nerven hindern und eine heilsame Verminderung der gesunden Empfindlichkeit bewirken können und das Zigarrenrauchen also gesund und wohlthätig sein kann. In den umgekehrten Fällen muß es natürlich, wie es sich von selbst versteht, einen großen Nachtheil haben.

Statistik der Reste der eingebornen Wilden Amerikas.

In dem Augenblicke, wo die Indianer Nordamerikas vielleicht für immer in der sie umgebenden Zivilisation untergehen, die sie täglich mehr zusammendrängt, dürfte es nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie hoch sich die Zahl der Eingebornen jetzt beläuft, welche vor einigen Jahrhunderten in ungestörtem Besitze des ganzen Landes waren.

Man zählt kaum noch 300,000 Indianer in den Vereinigten Staaten, sowohl östlich als westlich vom Mississippi; davon wohnt kaum die Hälfte, oder 150,000, mitten unter der weißen Bevölkerung. Die zahlreichsten Stämme sind die Creeks, die Scheitaws und die Ottawas, die 18—20,000 Mitglieder zählen und in Michigan, Alabama, Mississippi und Georgien zerstreut sind; einige andere Nationen, wie die Maskaskias, die Matschitoscher und die Quajaws in Illinois und Louisiana sind bis auf 36, 25 und 8 Individuen herabgesunken. Alle diese Stämme, welche ungefähr 130,000 Individuen zusammen ausmachen, haben noch einen Landstrich von 77,402,318 Akern inne. Seit dem Jahre 1795 sind den Vereinigten Staaten von den Indianern 209,219,865 Aker Land abgetreten worden, wofür die Regierung noch jetzt als Entschädigung eine jährliche Summe von 179,575 Dollars zahlt.

K u n s t n a c h r i c h t.

Die Lebensmomente der langen Regierung seiner k. k. Majestät, Franz I., sind mit den großen Ereignissen unserer Zeit innig verknüpft und bilden ein hehres Denkmal in den Herzen seiner getreuen Unterthanen. Damit aber die jezigen und künftigen Unterthanen des glorreichen Monarchen die Hauptmomente seiner thatenreichen Regierung als lebhafteste Aufmunterung zur Bewunderung,

Dankbarkeit und Anhänglichkeit an ihn stets vor Augen behalten mögen, und damit auch die Nachwelt die großen Ereignisse, deren Zeugen wir als Zeitgenossen waren, anstaune, haben zwei hochverehrte Prälaten, der Bischof Alexius von Jordanßky, Domherr des Graner Metropolitane-Domkapitels, und der Abt der Cisterzienser-Stifte Heiligenkreuz in Oesterreich und St. Gotthard in Ungarn, Franz Kaver, den patriotischen Entschluß gefaßt, eine Sammlung bildlicher Darstellungen aus den vorzüglichsten Lebensmomenten Seiner Majestät, Franz I., Kaisers von Oesterreich, apostolischen Königs von Ungarn zu veranstalten und im Wege der Pränumeration herauszugeben. Sie haben zu diesem patriotischen Zwecke rühmlich bekannte Künstler gewonnen, die sowohl von der Erhabenheit des Gegenstandes begeistert, als auch von der schönen Gelegenheit aufgemuntert, alle ihre Talente anwenden dürften, um durch eine gebiegene Arbeit ihren Namen in der Kunstwelt einen noch höheren Ruf zu verschaffen. Johann Höchle, dem bei mehreren Anlässen das Glück zu Theil wurde, auf allerhöchsten Befehl Seine Majestät auf Reisen zu begleiten, hat die meisten vorkommenden Momente aus der spätern Zeitepoche an Ort und Stelle aufgenommen, und stellt sie nun zur Anschauung dar, mit jener Genauigkeit und jenem künstlerischen Feuer, wodurch sich seine Zeichnungen gewöhnlich charakterisiren, und der rühmlich bekannte Lithograph, Franz Wolf in Wien, bestrebt sich, seinen Kunstzeugnissen auf dem Steine die höchste Eleganz zu verschaffen. Der Druck wird in der lithographischen Anstalt des Hrn. C. B. Gramsch, die sich durch Reinheit ihrer Produkte auszeichnet, besorgt.

Die Zahl dieser bildlichen Darstellungen ist vorläufig auf 20 bestimmt. Die Herausgabe beginnt im August 1851. Von den drei ersten Blättern erscheint monatlich eines, die übrigen werden einander immer in einem Zeitraum von zwei Monaten nachfolgen. Die Blätter werden nicht nummerirt, da ohnehin jeder Moment mit der Jahreszahl bezeichnet ist, auch kommen sie nicht in der Reihenfolge heraus, in welcher sich die dargestellten Ereignisse zugetragen haben, weil manches Blatt zur Sammlung der Materialien mehr Zeit braucht: allein nach Erscheinung des ganzen Werkes wird es ein Leichtes sein, die Blätter in chronologische Ordnung zu bringen. Das Blatt, 1 Schuh 7 Zoll hoch und 2 Schuh $1\frac{1}{2}$ Zoll breit, auf Badler Velin-Papier gedruckt, kostet 1 fl. 30 Kr. C. M.

Man subscribirt in Gran bei dem hochwürdigen Herrn Bischof Alexius von Jordanßky, in Wien im Heiligenkreuzerhofe bei

dem Hrn. P. Hofmeister, und im Gewölbe des Hrn. J. C. Gramich nächst der Burg, und zwar so, daß man bei Abholung des ersten Blattes dasselbe bezahlt, und zugleich auf das zweite, dann aber stets auf das nächstfolgende pränumerirt.

Wir empfehlen den Lesern des Spiegels dieses eben so patriotische als kunstsinige Unternehmen.

Dr. N u m y.

Der Modenkourier. Nr. 34.

(Paris, 1. August 1831.)

1. Die glatten, nicht gefütterten Blondhüte, deren Schirm durch Fischbein gehalten werden, sind außerordentlich leicht und der Jahreszeit angemessen. Am Rande ist eine Tulleblonde-Ruche. Ein breites Gazeband ist in der Höhe der Form ein wenig vorwärts gebunden, und aus der Mitte an jeder Seite der Schleife gehen die Bindbänder, die unter dem Schirm zugebunden werden.

2. Seitdem es Mode ist, kleine Verzierungen (pompons) zu tragen, haben die Hüte weniger Verzierungen unter dem Schirm.

3. Hüte von grauer Pagne, rosenroth gefütert und mit einem kleinen Federrosen-Bouquet geziert, sind sehr schön. Wir haben auch einige gesehen, die auf dieser Art b l a u arrangirt waren.

4. Man bemerkt viele lichtmalvengelbe Hüte, welche weiß gefütert und mit einem Blondschiefer eingefast sind.

5. Große Pelерinen mit breiten Säumen werden von glattem Tulle verfertigt und auf jede Art Anzug angebracht. Pelерinen von Jakonnet mit langen Spitzen, die durch die Binden gehen, lassen sehr gut zu Negligékleidern.

6. G e s a m m t a n z u g. Strohhut mit einem Bouquete weißer Federn; Kleid von Chaly mit weißem Grunde und holzfarbigen, rothen und blauen Blumenzeichnungen. Pelерine von Batist mit einer Reihe festonnikter Falten garnirt; Stiefelchen von Prunelle und Leder; weiße Handschuhe von schottischem Zwilling; Sonnenschirm von weißer Moire.

7. Die Chaly's zu Kleidern mit ausgeschnittenem Halse sind sehr manigfaltig. Sie sind ungemein grazios und passen sehr gut zum Wuchse, weil sie sehr dehnbar sind.

8. Die Schürzen von weißem Batist oder Jakonnet werden rund herum mit farbiger Wolle gestift, auch um den Schlitzen der Taschen.

9. Diese Woche bemerkten wir Halbschärpen, die anstatt Sautoirs getragen werden.

Modenbild. Nr. 34.

Pariser Anzug vom 1. August. Negligéanzug. Pelерine von Tulle. Schürze von gestiftter Grenadine.

Herausgeber und Verleger Franz Wiesen.